

Hinweis zum Porträt im Melchior Magazin Nr. 21 (März 2026)

Im März 2026 erschien im Melchior Magazin Nr. 21 ein Porträt über Nadine Fankhauser. Die veröffentlichte Version des Textes enthält jedoch Zitate und Aussagen, die so nicht gemacht wurden und hinter denen die porträtierte Person nicht stehen kann.

Im Verlauf des redaktionellen Prozesses ist ein gravierender Fehler unterlaufen, der dazu geführt hat, dass eine unautorisierte Version des Porträttextes im gedruckten Magazin veröffentlicht wurde. In diesem Text hat der Redakteur bestimmte Zitate und Äusserungen in einen anderen Kontext gestellt sowie durch eigene Aussagen ergänzt oder frei interpretiert. Davon sind auch mehrere Passagen der direkten Rede betroffen. Dadurch entsteht ein Bild von der Arbeit und Haltung von Nadine Fankhauser, das ihren tatsächlichen Positionen nicht entspricht.

Um Missverständnisse zu vermeiden, veröffentlichen wir hier die autorisierte Version des Textes.

A woman with long brown hair, wearing a black long-sleeved top, dark jeans, and striped socks, is sitting on a wooden chair. She is smiling and looking towards the right. The background features a white wall with a gallery of small framed pictures and a white paneled door. The floor is made of light-colored wooden planks.

MEHR
ALS 95%
UNSERES
LEBENS
VER-
BRINGEN
WIR IN
GESTAL-
TETEM
RAUM.

NADINE
FANKHAUSER

DIE ARCHITEKTIN, DIE WENIGER BAUEN WILL

„Wouldn't it be nice, if architects started dreaming about building less.“

Es war dieser prägende Satz, der in einem Atelier der Zürcher Architekturstudenten hing. Im Gespräch mit Nadine spürt man, dass sie ihren Traumberuf gefunden hat. Sie erzählt Melchior, wieso sie als Architektin lieber weniger als mehr bauen möchte, wie sie selbst wohnt, wie sie wohnen denkt, was wir von Sarajevo und Klöstern lernen können und warum ihrer Meinung nach der Raum an sich in einer Krise steckt.

Als kleines Mädchen baute Nadine in ihrem Kinderzimmer bereits Hütten aus Tüchern und bastelte detaillierte Kartonhäuser mit Fenstern und Giebel-dächern, geschmückt mit batteriebe-triebenen Lichtinstallationen. Erst im Praktikum nach der Matura realisierte sie, dass es bei Architektur um viel mehr geht, als bloss schöne Häuser zu bauen. „Mehr als 95% unseres Lebens verbringen wir in gestaltetem Raum, in Raum, der einmal von irgendwem geplant wurde. Ich kenne fast keinen Beruf, der den Menschen so umfassend beeinflusst, wie die Architektur. Die Art und Weise, wie und was gebaut wird, prägt den Alltag und die Lebensqualität vieler Menschen über Jahrzehnte.“

Unbewusst werden wir durch den uns umgebenden Raum ständig geprägt,

wie wir wohnen, wie wir uns bewegen, wie wir uns entscheiden. Wenn die Leute hören, dass Nadine angehende Architektin sei, dann folgt meist die Frage, ob sie dieses oder jenes Gebäude schön finde. „Dann muss ich schmunzeln, aber gleichzeitig macht es mir Angst, weil die meisten Menschen und auch teils ArchitektInnen die Archi-tektur darauf reduzieren, vor allem ästhetische Dinge zu bauen. Doch wenn wir das tun, dann sieht unsere Zukunft ziemlich traurig aus.“

DIE KUNST DES BAUENS

Das Berufsbild der Architektin steht an einem spannenden Wendepunkt. Ganz abgesehen von den globalen Entwicklungen in Politik, Klima oder Digitalisierung. „Der Beruf der Archi-tektin ist inhärent interdisziplinär. In einer zunehmend vernetzten und gleichzeitig polarisierten Welt sehe ich mich als Mediatorin. Der Schatz des Architektenberufes ist es, ein bisschen über alles zu wissen. Dies setzt mich in die Verantwortung des Vermittels. Wir sind nicht mehr in einem Zeitalter, in dem ArchitektInnen bloss Puppen ihrer BauherrInnen und InvestorInnen sein dürfen. Wir müssen aufklären und

Verantwortung übernehmen für die Gebäude, die wir in die Welt setzen.“

„Oftmals wird gesagt: Die Schweiz ist schon gebaut. Wir arbeiten immer im Kontext. Die grüne Wiese, auf der man sich austoben kann, ist längst Vergangen-heit. Heute und in der Zukunft geht es vor allem darum, mit dem Bestand zu arbeiten. Wir bauen um. Architektur geschieht immer im Kontext. Und das macht den Beruf gleichsam extrem spannend und höchst komplex.“ Im Laufe eines Bauprojekts befasst sich Nadine mit Psyche, Bauphysik, Bauma-terial, Transportwegen, Klima, bis hin zu detaillierten Abläufen von spezifi-schen Arbeiten, die in einem Gebäude stattfinden.

„Ich kann mich am selben Tag mit psy-chologischen Mustern von potenziellen BewohnerInnen befassen, wie auch mit der Windentwicklung im städtischen Raum, abhängig vom Gebäudevolu-men.“ Die Komplexität nehme stetig zu. „Ich möchte eine Architektin sein, die gut zuhört, genau beobachtet und die richtigen Fragen stellt. All mein Wissen und meine Erkenntnisse sollten dann gebündelt in ein bestimmtes Projekt fliessen, das letztlich das Leben aller Beteiligten zum Besseren verändert.“

VOM HAUS AM SEE IN DIE MEGA-WG

Die siebenundzwanzigjährige Nadine Fankhauser ist in Basel aufgewachsen und für das Architekturstudium nach Zürich gezogen. Derzeit wohnt sie aber in der niederländischen Universitätsstadt Delft und absolviert ein Auslandssemester ihres Masters an der Technischen Hochschule. Bis vor wenigen Jahren wäre ihr Traumhaus ein kleines, abgelegenes Atelierhaus am See gewesen, das Wohnen und Arbeiten optimal verschmelzen lässt. Aktuell wohnt sie mitten in einer kleinen Grossstadt in einem ehemaligen Heim für Menschen mit Beeinträchtigung, zusammen mit fünfzehn Erwachsenen und sieben Kindern. Als wir uns zum Gespräch treffen, kommt sie gerade von einem Babysitter-Einsatz bei den Nachbarn zurück.

„Eine Lebensgemeinschaft, mitten in der Stadt mit Umschwung. Unser gemeinsamer Nenner ist der christliche Glaube, ansonsten sind wir ziemlich bunt durchmischt.“ Nadine erzählt, wie sie hier gelandet ist. „Das Bedürfnis nach einem Ort, wo ich hingehöre, nach Gemeinschaft, die mehr ist als zwischendurch zu telefonieren oder gemeinsam einen Kaffee zu trinken, ist bei mir in den letzten Jahren stark gewachsen. Das ist wohl Teil des Erwachsenwerdens: Man löst sich völlig, um irgendwann zu merken, dass man doch gerne fester Teil von etwas ist.“ Genau dies lebt Nadine nun zusammen mit drei Familien und weiteren Einzelpersonen. Die Wohnform nennt sich Cohousing, ist in den Sechzigerjahren in Dänemark entstanden und im nordeuropäischen Raum mittlerweile weit verbreitet. Die Idee des Cohousing besteht aus generationenübergreifendem Wohnen mit überschneidendem Alltagsleben, grosszügigen Gemeinschaftsräumen und geteilter Infrastruktur. Oftmals wird diese Wohnform bereits architektonisch grundgelegt und unterstützt.

ALS ARCHI- TEKTIN HEUTE BAUE ICH NICHT MEHR. ICH BAUE UM.

NADINE
FANKHAUSER

GROß- FAMILIEN

Die Individualisierung der Gesellschaft führt dazu, dass immer mehr Menschen isoliert leben und vereinsamen. Für Nadine besteht in der Einsamkeit und deren Bekämpfung eine der grundlegendsten Herausforderungen der modernen Wohnungsplanung. Sie selbst sei lange Zeit zurückhaltend gewesen, sich an einem festen Ort verbindlich einzubringen. Gemeinschaftliche Strukturen empfand sie in erster Linie als einengend. „Hier essen wir jeden Abend gemeinsam um 18 Uhr Abendessen. Als sehr unabhängige Person war das für mich zu Beginn fast eine Überforderung. Aber bald merkte ich, dass es auch befreiend sein kann. Und alles, was ich dafür aufgeben muss, besteht darin, mich selbst etwas zurückzunehmen und dafür werde ich beschenkt mit Gemeinschaft und tiefen Beziehungen, die unbezahlbar sind. Und einmal alle vierzehn Tage in der Küche zu stehen und trotzdem täglich ein gesundes, selbstgekochtes, Abendessen zu geniessen, das ist wirklich ein Geschenk.“

Das Cohousing, in dem Nadine wohnt heisst „Taste“, angelehnt an Psalm 34,8 „Taste and see that the Lord is good“. Ziel ist die gelebte Gemeinschaft, die jedoch kein Selbstzweck ist, sondern in die Stadt ausstrahlt. Alle Familien und WGs haben ihre eigene Wohnung, teilen

sich darüber hinaus grosse Gemeinschaftsräume, eine kleine Industrieküche und ein Wohnraum mit Kaminecke und Kaffeebar und einen grossen Garten. Die Gemeinschaftsräume sind aber weit mehr als die Schnittmenge der Wohnzimmer, sie werden letztlich zum Communitycenter für das ganze Quartier. Im Gemeinschaftsgarten spielen täglich Kinder aus der Nachbarschaft, andere Nachbarn pachten ein Gartenbeet und pflanzen Gemüse an. Nadines Mitbewohnerin habe es einmal treffend auf den Punkt gebracht: „Alle die hier wohnen, haben Sehnsucht nach Gemeinschaft und den Wunsch, anderen zu dienen.“ Und wenn alle mit dieser Einstellung leben, dann werde auch einem selbst gedient. Die Familie, für die sie gerade das Baby gehütet habe, leihe ihr im Gegenzug immer mal wieder das Auto aus oder ginge für sie einkaufen. Es sei ein Geben und Nehmen, ohne direkt an das Nehmen zu denken. Das funktioniere auch mit alten Leuten. Aktuell wohnt gerade ein Senior aus dem Quartier in einem der Gästezimmer von Taste. „Anstatt nach seiner Operation in ein Rehabilitationszentrum zu müssen, wurde er temporär hier aufgenommen.“

Die Frage, ob eine solche Wohnform nicht einfach einen bestimmten Typ von Familienmensch anzieht, verneint Nadine entschieden. Es gebe introvertierte wie extrovertierte Menschen gleichermaßen. „Ich glaube es hat weniger mit diesen spezifischen Charakterzügen zu tun, ob man in einer solchen Gemeinschaft leben kann, sondern mit der Bereitschaft, sich auf eine andere Art kennenzulernen und der Offenheit, sich in neue Richtungen zu entwickeln. Persönlich lerne ich hier gerade mich von Strukturen nicht einengen zu lassen, aber auch Nein sagen zu dürfen und meine sozialen Kapazitäten besser einzuteilen.“



In Sarajevo hat Nadine Fankhauser viel über Stadtentwicklung und -transformation geforscht.



Wohnen wird oftmals als nicht profitabel genug gesehen. Gemeinschaftsräume sind finanziell uninteressanter als vermietbarer Privatraum, demnach haben sie in unserem bestehenden ökonomischen System keine Priorität“, stellt Nadine ernüchtert fest. „Als Architektin sehe ich es unter anderem als meine Aufgabe, mit anderen ExpertInnen dieses ökonomische Bild neu zu definieren und Investorinnen zu zeigen, dass gemeinschaftliches Wohnen für alle attraktiv sein kann.“

Cohousing bietet nicht nur gemeinschaftliches Potential, sondern sei auch finanziell, psychologisch und ökologisch nachhaltiger als andere Wohnformen. Es gibt viele Versuche und Projekte des gemeinschaftlichen Wohnens, auch in der Schweiz. Einige funktionieren besser als andere. „Warum Taste so gut funktioniert, ist nicht nur wegen der Lage, sondern weil die Mieten so günstig sind. Wer günstiger wohnt, kann es sich leisten, weniger zu arbeiten und hat dadurch wiederum mehr Zeit, die in die Gemeinschaft investiert werden kann.“

Doch verfügbarer, zahlbarer Wohnraum ist in den meisten Städten Rarität. Denn es gilt die Tatsache, dass extrem viele Menschen, auch in der Schweiz, Mühe haben, sich Wohnraum zu leisten. Auch Nadine selbst sucht schon über ein Jahr eine Wohnung in Zürich. Bisher erfolglos. „Eine Stadt muss für alle zugänglich

WOHNEN HEISST ENTSCHEIDEN

Wie sähe perfekte Wohnen für Nadine aus? In ihrer aktuellen Lebensphase könnte sie sich tatsächlich nichts Besseres vorstellen. Wie sie wohnt, wo sie wohnt und mit wem sie wohnt, passe alles zusammen. Letztlich sei es aber im Leben immer wieder ein Balanceakt, diese verschiedenen Faktoren zusammenzubringen. „Je nach Lebensphase wertet man unterschiedliche Aspekte als wichtig. Leider ist es heute vielen Menschen vor allem aus finanziellen Gründen unmöglich, alle Aspekte des „wie-wo-wer“ zu erfüllen.“ Dies sei ein weiteres Anliegen von ihr als

Architektin, diese Einheit soweit möglich zusammenzubringen und zugänglicher zu machen.

ES RENTIERT FÜR ALLE – AUSSER FÜR INVESTOREN

Durch unser Gesundheitssystem, etablierte Altersheime und wirtschaftlichen Aufschwung ging die Dringlichkeit und damit auch der Wert von Generationenwohnen in unseren Breitengraden mehrheitlich verloren. Die Infrastruktur für diese Wohnformen zu finden, sei heute eine riesige Herausforderung, meint Nadine. „Gemeinschaftliches

ZENTRAL ZU WOHNEN ALS GEMEIN- SCHAFT IST EIN HOHER WERT.

NADINE
FANKHAUSER

sein, auch finanziell.“ Doch die finanzielle Ungleichheit nimmt weltweit stetig zu. Die Milieus separieren sich immer mehr und verlieren damit auch die gegenseitige Bereicherung. „Aus diesem Trend müssen wir herausfinden und das geht nur, wenn wir aufhören, Profit nur aus der ökonomischen Sicht zu sehen.“

ECHTE NACH- HALTIGKEIT

Einen gewissen Fortschritt in diesem Umdenken haben wir mit der Nachhaltigkeitsdebatte schon gesehen. Häufiger wird nun auch die Umwelt in die Profitrechnung miteinbezogen. „Es ist schon fast ein Trend, nachhaltig zu sein. Greenwashing ist sicherlich auch in der Baubranche ein Problem, doch das noch viel grössere Problem ist, dass Nachhaltigkeit einspurig gedacht wird: Es geht nun oftmals nur noch um die Umwelt. Wir bauen grüne Fassaden und Dächer, nutzen regionales Holz, zertifizieren unsere Gebäude, pflanzen Bäume. Während diese Dinge wichtig sind und sicherlich

auch unser Wohlbefinden verbessern, ist das nur ein kleiner Teilaspekt von nachhaltigem Bauen. Es geht nicht nur um Luftverschmutzung, sondern auch um Verschmutzung durch Geräusche, Gerüche, Visuelles. Es geht um Räume für Menschen. Ohne das Wohlbefinden und die Psyche des Menschen einzubeziehen, können Städte nicht nachhaltig sein.“

GEMEINSAM WOHNEN FÜR MEHR FREIHEIT

Die Chancen des gemeinsamen Wohnens sieht Nadine nicht nur in ihrer Heimat. Im Rahmen von „Ingenieure ohne Grenzen“ hat sie eine Wohngemeinschaft für traumatisierte Frauen in Bosnien mitaufgebaut. Während des Jugoslawienkriegs haben viele Frauen

ihre Männer, Väter, Söhne oder Brüder verloren. In einer Gesellschaft, die auf patriarchalen Strukturen beruht, haben es diese Frauen ohne männliche Personen in ihrem Umfeld, oftmals sehr schwer. Auch Frauen, die aus familiären Erwartungen oder einer gewalttätigen Beziehung ausbrechen oder gar von ihren Familien abgeschoben werden, stehen vor grossen Herausforderungen. „Generationenwohnen im Kreise der Familie ist stark verbreitet, doch wenn diese Struktur durch Konflikte wegfällt, sind die Frauen oft alleine und ohne Rückhalt. Hier können Wohngemeinschaften einen Neuanfang geben. WGs, wie wir es kennen, gibt es in Bosnien nur selten.“ Das Projekt soll ein Leuchtturm sein und den Frauen die Möglichkeit geben, durch gegenseitige Unterstützung wieder Halt im Leben zu finden. Eine Sozialarbeiterin hilft den Frauen in dieser Übergangsphase mittels der Gemeinschaft zu einem Leben in neuer Unabhängigkeit zu finden.



EINE STADT AM SCHEDE- WEG

Nadines Augen leuchten auf, als sie auf das „Urban Transformation Project“ in Sarajevo zu sprechen kommt, ein Projekt der ETH Zürich mit dem SECO, der Universität Sarajevo und anderen lokalen Partnern. 1425 Tage lang wurde Sarajevo im Bosnienkrieg belagert – die längste Belagerung im 20. Jahrhundert. Das macht Sarajevo in tragischer Weise einzigartig. Eine Stadt, in der fast alle Bäume für Brennholz gefällt und die meisten Innenhöfe zu Gemüsegärten wurden. Eine Stadt, die in den Neunzigerjahren stehen geblieben ist. Die Menschen prägten die Stadt und die Stadt prägte die Menschen. Traumata sind immer noch da und werden vererbt. „Mir hat Sarajevo gezeigt, dass selbst Stadtplanung letztendlich bei der Psyche des Menschen startet. Alles hängt zusammen.“ Sarajevo habe im Winter die Luftqualität von Bangladesch, die schlechteste aller Städte Europas. „Würdest du deinen Abfall trennen, während du in ständiger Angst vor einem neuen Krieg lebst?“, bekam Nadine von einer alten Frau zur Antwort. „Wenn man das Problem nachhaltig lösen möchte, geht es nicht bloss darum, ein modernes Heiz- oder Abfallsystem zu bauen, sondern zuerst zu verstehen, warum Menschen überhaupt Plastik verbrennen.“ Die Arbeit in Sarajevo sei sehr vielseitig. Neben Workshops, lokalen Projekten, Ausstellungen, Plänen und Berichten, hat die ETH Zürich einen digitalen Zwilling von Sarajevo entwickelt, mit dem man verschiedenste Szenarien durchspielen kann. Hier werden die Chancen der Architektur existenziell. Wie kann man mittels intelligenter Städteplanung dazu beitragen, dass eine ganze Gesellschaft ins 21. Jahrhundert übergehen kann?

Sarajevo sei ein faszinierender und sehr lehrreicher Ort. Man könnte erwarten, dass im Krieg alles verzweckt würde, aber gerade während der Belagerung blühte in Sarajevo die Kunst. Auch heute gebe es viel Platz, leere Gebäude, die

ES WIRD ÜBERALL DICHTER UND GLEICH- ZEITIG HABEN WIR IN DER SCHWEIZ SO VIEL WOHN- RAUM WIE NOCH EINE PRO- PERSON.

NADINE
FANKHAUSER

neu belebt werden können. Es sei Raum da für Entfaltung. Bei uns hingegen fehle in den Städten meist die Möglichkeiten für Kreativität und Aneignung von Raum, was zu Stagnation führen kann.

DIE KRISE DES RAUMES

Die Stadt war schon immer ein Abbild der Gesellschaft. An der Architektur könne die Geschichte der Menschheit abgelesen werden. Das vorherrschende Ideal der heutigen Stadt seien multifunktionale Räume. „Umnutzbare Räume sind spannend, aber es sind auch Räume ohne Definition. Sie sind Abbild von uns selbst, die auch nicht mehr definiert sein wollen.“ Dies ergebe eine Wechselwirkung zwischen undefiniertem Raum und undefiniertem Individuum. „Wir haben aktuell eine Depression des Raumes.“

„Endlose Glasfronten auf allen Seiten. Der Blick wird nicht mehr vom Raum gehalten. Er verliert sich in der endlosen Beliebigkeit.“ Die Folge ist, dass wir konstant den Raum neu definieren müssen, weil er sich nicht mehr selbst definiert. Dies unterstütze unweigerlich die schleichende, gesellschaftsweite Erschöpfung. Wir verbauen die ersehnte Freiheit und Individualität in unsere Räume und bemerken dabei nicht die Monotonie des Raumes. „Für mich reflektiert die Multifunktionalität des Raumes gleichsam die Ungewissheit der Zukunft und die Unentschlossenheit des Menschen.“ Flexibilität und Adaptabilität des Raumes seien wichtig, doch laut Nadine kann auch ein definierter Raum flexibel sein. „Wir müssen wieder den Mut erlernen, einen festen Standpunkt einzunehmen und diesen in Worten und Werken zu äussern.“ Die Struktur und Traditionen des klösterlichen Lebens, die sich in Architektur übersetzen, findet Nadine besonders inspirierend und lehrreich.

ZUKUNFTS- PLANE

Wenn Nadine in die Schweiz zurückkehrt, möchte sie gerne ein eigenes Cohousing-Projekt starten. „Während die Kirchen ein Problem mit Austritten haben, stehen Klöster der Überalterung gegenüber. In beiden Fällen bleibt unter dem Strich die Frage der Nutzung des Raumes. Ich kann mir sehr gut vorstellen, gemeinsam mit einer bestehenden Klostergemeinschaft ein Cohousing zu entwickeln oder in einem alten Kirchengebäude etwas aufzubauen. Es muss nichts Grosses sein, es kann ein Einfamilienhaus sein, ein paar Wohnungen, ein altes Pfarrhaus. Ich habe Lust, gemeinsam zu experimentieren und das Vertrauen, dass es gut kommen wird.“ Gleichzeitig leuchten ihre Augen von einer Lebensenergie, die keinem Zweifel Raum lässt, dass aus dem kleinen Experiment ein strahlendes Leuchtturmprojekt werden könnte.